

Indologie?

Vom Jubiläum und vom Sterben

Roland Steiner

Es gibt Grund zu feiern. Vor 200 Jahren, im Jahr 1818, wurde nicht nur die Bonner Universität gegründet, sondern zugleich auch ein in Deutschland ganz neues Fach in die Wissenschaft eingeführt. Der preußischen Regierung war es nämlich gelungen, einen prominenten Gelehrten von internationalem Ruf für die junge Hochschule in Bonn zu gewinnen, dem nichts weniger als die „Einbürgerung indischer Studien in Deutschland“ zugetraut wurde. Es handelte sich um August Wilhelm von Schlegel (1767–1845), der damals bereits als Dichter und Schriftsteller, Literaturhistoriker und -kritiker, Theoretiker, Kunsthistoriker und Philologe hohes Ansehen genoss.

H heute dürfte er den meisten vor allem als Shakespeare-Übersetzer ein Begriff sein („Schlegel-Tieck“). Weitgehend unbekannt ist hingegen, dass er die Indologie als akademische Disziplin in Deutschland begründet und in seinen letzten 27 Lebensjahren hauptsächlich indische Studien betrieben hat. Schlegel und seine „Bonner Schule“ haben den Boden dafür bereitet, dass schon bald an einer ganzen Reihe von deutschen Universitäten indologische Lehrstühle eingerichtet wurden, die wissenschaftliche Maßstäbe setzten. Im Unterschied zu den überaus verdienstvollen Pionieren der englischen Indienforschung, die zunächst von praktischen, nämlich politischen und wirtschaftlichen, Zwecken geleitet wurde, hatte Schlegel „historisch kritische Forschungen“ im Sinn. Sie sollten Aufschlüsse über die Entwicklung und Geschichte der gesamten indischen Kultur geben, und zwar, was entscheidend ist, auf der Grundlage von Quellen. Dieses wissenschaftliche Programm war so erfolgreich, dass in der Folgezeit nicht nur namhafte deutsche Indologen von der englischen Regierung in ihre Dienste an englischen und indischen Universitäten genommen wurden, sondern auch Studenten eigens nach Deutschland reisten, um

hier indische Studien zu treiben. So kommt es nicht von ungefähr, dass zwei bedeutende Gründerväter der nordamerikanischen Indologie, William Dwight Whitney (1827–1894) und Charles Rockwell Lanman (1850–1941), mehrere Jahre in Tübingen, Berlin und Leipzig studiert haben.

Erstaunlicherweise ist Schlegel heute trotz seiner epochalen Bedeutung im Bewusstsein einer größeren Öffentlichkeit praktisch nicht als Indologe präsent. Und nicht nur das: schon der Begriff „Indologie“ löst oft eine gewisse Ratlosigkeit aus, wie jeder Indologe aus eigener Erfahrung bestätigen wird. Dass dies allerdings nicht schon immer der Fall war, zeigen prominente Beispiele von Friedrich Nietzsche bis Thomas Mann.

Was meint Indologie

Was „Indologie“ denn überhaupt, also nicht nur im Detail, sei, ist heute erklärungsbedürftig. Der Hinweis auf den Bestandteil „Indien“ gibt eine erste Orientierung, der Zusatz „an der Universität betriebenes Fach“ verschafft weitere Klarheit. Die jedoch trügerisch sein kann, denn nicht alles, was „mit Indien“ zu tun hat und an einer Hochschu-

le betrieben wird, ist indologische Forschung und Lehre. Das, was jedes wissenschaftliche Fach wesentlich ausmacht, ist sein Gegenstand und seine Methode: die spezifische Betrachtungsweise auf alle seine Gegenstände. Was darunter im Fall der Indologie im Grundsatz zu verstehen ist, hat bereits Schlegel in seiner 1819 erschienenen Schrift „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie“¹ programmatisch formuliert: „Soll das Studium der Indischen Litteratur gedeihen, so müssen durchaus die Grundzüge der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichen Schärfe, darauf angewandt werden“ (S. 244). Was meinte er damit?

Zunächst sind hier unter „Literatur“ nicht nur Werke der Dichtkunst im engeren Sinne, sondern grundsätzlich alle sprachlich verfassten Zeugnisse Indiens zu verstehen. Diese Texte sind aber nicht in Stein gemeißelt vom Himmel gefallen, sondern oft über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende von Mund zu Ohr oder in zahllosen Abschriften von Abschriften überliefert worden. Wegen der begrenzten Haltbarkeit traditioneller indischer Schreibmaterialien (Palmbblatt und Birkenrinde) in Verbindung mit den besonderen

klimatischen Bedingungen und der Verwendung verschiedener Schriften ist die Situation in Indien sogar besonders heikel. Der Wortlaut ein und desselben Textes kann in den heute zur Verfügung stehenden Manuskripten entsprechend stark voneinander abweichen. Tatsächlich ist kein indischer Text, der in mehr als einer erhaltenen Handschrift überliefert ist, von teilweise gravierenden Textvarianten verschont geblieben. Jeder Text hat also seine Geschichte, die es so gut wie möglich zu rekonstruieren gilt, um den Text und seine Entwicklung in einen größeren historischen, zum Beispiel geistes- und kulturgeschichtlichen, Zusammenhang einordnen zu können. Die Alternative bestünde darin, ein Werk in einer zufällig zur Verfügung stehenden Fassung zu rezipieren, ohne danach zu fragen, wie sie zustande gekommen ist, worauf sie beruht oder aus welcher Zeit sie stammt. Wer die Erfahrung gemacht hat, was mit einem Text im Laufe der Jahrhunderte geschehen kann, wie sehr ein Text etwa aus weltanschaulichen Motiven oder schlicht aus Nachlässigkeit bis zur Unkenntlichkeit und Unverständlichkeit entstellt werden kann, wird auf das Sammeln und Vergleichen möglichst vieler Handschriften nicht verzichten wollen.

Nun stand das methodische Rüstzeug zur Bewältigung dieser Aufgabe zu Schlegels Zeit bereits zur Verfügung. Renaissance-Humanisten wie Erasmus von Rotterdam (1466–1536) hatten damit begonnen, die schon an lateinischen und griechischen Texten erprobte Methode der Textkritik auch auf die Bibel anzuwenden, die wie jeder andere alte Text zu behandeln sei, wohingegen die katholische Kirche den lateinischen Text der Vulgata als sakrosankt betrachtete. Erasmus' Leitspruch *ad fontes* („zu den Quellen“) war zudem mit der Überzeugung verbunden, dass eine gründliche Kenntnis der Originalsprachen (Hebräisch, Aramäisch, Griechisch) für das richtige

Verständnis der Bibel unabdingbar sei. Im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert setzt dann die Blütezeit der klassischen, die altgriechische und lateinische Literatur erforschenden Philologie ein, in deren Tradition auch Schlegel als Schüler des Göttinger Altphilologen und Altertumskundlers Christian Gottlob Heyne (1729–1812) steht. Entsprechend formuliert Schlegel in seinem oben bereits erwähnten Aufsatz aus dem Jahr 1819: „Dem Herausgeber Indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem klassischen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesarten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik“ (S. 245). Hier zeigt sich eine aus mehreren Gründen bemerkenswerte, alles andere als selbstverständliche geistige Haltung. Die Zeugnisse der indischen Geschichte und Kultur sind danach nämlich grundsätzlich *nicht anders*, das heißt nicht mit geringerer kritischer Sorgfalt zu behandeln als die griechischen und lateinischen Quellen, die zum Traditionsgut der *eigenen* abendländischen Kultur gehören. Die Erforschung der indischen Literatur ist kein Mittel zu etwas, beispielsweise in politischer, wirtschaftlicher oder missionarischer Absicht, sondern ist selbst Zweck: ein geistiges „Abenteuer“, der Eintritt „in einen völlig neuen Ideenkreis“ (S. 231 und 245), um die historische Kenntnis der Erzeugnisse des globalen menschlichen Geistes zu erweitern.

Eurozentrische Sichtweise

Zeigt sich hier aber nicht eine typisch eurozentrische Sichtweise? Auch diese, seinerzeit natürlich noch nicht so formulierte kritische Frage hat Schlegel bereits bedacht: „Man wende nicht ein, die gelehrten Brahminen seyen ja durch ununterbro-

chene Ueberlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sey das Sanskrit noch eine lebende Sprache: wir dürften also nur bey ihnen in die Schule gehen. [...] Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahminen und als Europäische Kritiker verstehen lernen“ (S. 244 f.). Schlegel bezieht sich hier zunächst auf eine Besonderheit der indischen Tradition, die sie gegenüber den meisten anderen alten Hochkulturen auszeichnet. Sie besteht, kurz gesagt, darin, dass die indische Kultur nicht irgendwann untergegangen ist, wie zum Beispiel die Kulturen des Weststromlandes, sondern in komplizierter, mehrfach gebrochener Weise bis heute besteht. Dieser Umstand darf jedoch nicht zu dem Irrglauben verführen, man könne, sagen wir, schwer verständliche Stellen in indischen mittelalterlichen Texten oder die noch unverstandene Geschichte eines philosophischen Konzepts einfach dadurch klären, dass man Interviews mit heutigen, traditionell ausgebildeten einheimischen Gelehrten führt. Das Bewusstsein, in einem kontinuierlichen Zusammenhang mit einer gewissermaßen überzeitlich existierenden, unveränderlichen Tradition zu stehen, kann hier sogar zu erheblichen Verzerrungen und subjektiv naheliegenden Anachronismen führen. Die tatsächliche Fremdartigkeit, die zu uns aus den Quellen der vergangenen indischen Epochen spricht, und die sie für uns Heutige so interessant macht, weil mit ihr etwas für uns Neues, bisher Unbekanntes zutage gefördert wird, ist aufgrund des mehr oder weniger großen zeitlichen und geistigen Abstands grundsätzlich für alle zeitgenössischen – nicht-indischen wie indischen – Indologen gegeben. So wie etwa auch die historische Ausleuchtung eines Ereignisses des europäischen Mittelalters für uns Fremdartiges sichtbar werden lässt. Ein voreiliges, vereinfachendes Lesen, das hier nur Gleiches und Eigenes sieht, wäre zumindest

philologisch geradezu als Missachtung des Fremden zu kritisieren. So gesehen kann es überhaupt nur „Außenansichten“ zumindest auf das vergangene Indien geben.

Entscheidend ist hier aber, dass der traditionellen indischen Gelehrsamkeit historisch-kritische Fragestellungen, wie sie vor allem in der europäischen Neuzeit entwickelt worden sind, von Haus aus fremd sind. Für Schlegel gilt dies aber nicht nur für das traditionelle Indien, sondern *allgemein* für alte, auch abendländische Kulturen, was er am Beispiel der frühen griechischen Gelehrten veranschaulicht, denen die „heutigen homerischen Fragen“ (S. 245) – sind Ilias und Odyssee das Werk eines einzelnen oder mehrerer Dichter? – nicht weniger fremd gewesen seien als indischen Pandits Fragen zur Geschichte ihrer Texte. Es bedeutet eben einen gewaltigen Unterschied für die Interpretation und historische Einordnung eines Textes und seiner Teile, ob man beispielsweise glaubt, das riesige, traditionell aus 100.000 Doppelversen bestehende indische Epos *Mahābhārata* sei von einem einzigen Autor, nämlich dem Weisen Vyāsa, verfaßt worden, oder ob man mit kritisierbaren Gründen methodisch nachzuweisen versucht, den verschiedenen voneinander abweichenden, heute regional verbreiteten schriftlichen Rezensionen des Epos sei eine lange Tradition mündlicher Dichtungen vorausgegangen, die von Barden rezipiert worden seien.

Bemerkenswerterweise eröffnet sich hier heute eine Frontstellung, die in einer bestimmten Hinsicht – wenn auch unter ganz anderen Vorzeichen – an die Auseinandersetzungen zwischen der kirchlichen Orthodoxie und den Renaissance-Humanisten und frühen Aufklärern erinnert, die mit ihren textkritischen Methoden den Prozess der Desakralisierung der Bibel vorantrieben. Gegen die historisch-kri-

tisch arbeitende Indologie hat sich in den letzten Jahren in Indien – neben der dort weiterhin gepflegten akademischen Indologie – eine Bewegung formiert, die die von ihr so genannte „westliche Indologie“ als ein kolonialistisches Unterdrückungsinstrument diffamiert, mit dem politische, wirtschaftliche, religiöse und allgemein ideologische Ziele verfolgt würden. An ihre Stelle müsse eine „einheimische Indologie“ („*Swadeshi Indology*“) treten, die von indischen Gelehrten betrieben werden soll, deren Vaterlandsliebe und religiöse Überzeugungen über jeden Zweifel erhaben sind. Auf Deutschland übertragen, entspräche dem die Forderung, nur stramme deutsche Patrioten festen christlichen Glaubens seien dazu berufen, die deutsche Geschichte und Kultur zu erforschen.

Wie unschwer zu erkennen ist, segelt diese Bewegung im Fahrwasser des besonders in den letzten Jahren erstarkten Hindu-Nationalismus, der ein vitales Interesse am Mythos einer glorreichen hinduistischen Vergangenheit hat. Für eine indologische, also wissenschaftliche Diskussion fehlen den Anwälten einer so verstandenen „einheimischen Indologie“ zwar schlicht die fachlichen Voraussetzungen, die man sich mühsam in einem aufwendigen, jahrelangen Studium erst einmal erarbeiten muss. Wird aber die Legitimität genuin indologischer Forschung bestritten – sei es von hindu-nationalistischer oder auch von postkolonialistischer Seite –, muss die Indologie auf dem europäisch geprägten Wissenschaftsverständnis und den damit verbundenen akademischen Prinzipien bestehen. Niemand wird gezwungen, Indologe zu werden, sich für indologische Fragestellungen zu interessieren und indologische Methoden anzuwenden. Es ist aber völlig unerheblich, ob ein Indologe Inder, Russe oder Japaner ist; niemand kann einen exklusiven Deutungsanspruch auf die indische

Literatur erheben. Die Fachdisziplin Indologie ist wesentlich international und, nebenbei bemerkt, die einzige Kraft, die die zum Zwecke nationaler Mythenbildung verfochtenen Thesen der hindu-nationalistischen „einheimischen Indologie“ mit rein wissenschaftlichen Mitteln widerlegen und die Bewegung so durch nüchterne Aufklärungsarbeit in ihre Schranken weisen kann. Für den nordamerikanischen Indologen Sheldon Pollock bildet die Philologie sogar die Grundlage freier Ordnung.

Die Bonner Schule

Mit Schlegels indologischem Programm waren die Weichen für die weitere Forschung gestellt. Die auf ihn zurückgehende „Bonner Schule“, mit der praktisch die gesamte indologische Folgegeneration direkt oder indirekt in Verbindung stand, entwickelte das Prinzip, „durch eine möglichst kritische Herausgabe von Texten und ein gründliches Studium der fast unübersehbar großen Literatur zu umfassenden, quellenmäßig gesicherten Ergebnissen über die Entwicklung und Geschichte der gesamten indischen Kultur zu gelangen“, wie es der Bonner Indologe Willibald Kirfel (1885–1964) formuliert hat. Damit ist der Versuch verbunden, „von archäologischen und Schriftdenkmälern ausgehend den Entwicklungsgang der indischen Kultur in all ihren Verästelungen nach räumlichen und zeitlichen Gesichtspunkten zu erforschen und darzustellen“. Schon Schlegel schloss darin auch die „neuere Indische Litteratur“ ein, die allerdings „unübersehlich reich“ sei und für deren wissenschaftliche Bearbeitung „der beharrliche Fleiß vieler in mehreren auf einander folgenden Menschenaltern erforderlich seyn“ werde (S. 247 f.). Welchen immensen Umfang allein die vormoderne indische Literatur tatsächlich besitzt, konnte er im Jahre 1819 allerdings nicht einmal ahnen.

Am Werk von Schlegels Schüler und Nachfolger in Bonn, dem Norweger Christian Lassen (1800–1876), für den im Jahr 1840 eine „Professur der altindischen Sprache und Literatur“ geschaffen worden war, lässt sich die weitere Entwicklungsrichtung des Faches gut ablesen. In seiner vierbändigen „Indischen Altertumskunde“ (1847–1861)² fasst er das damals vorhandene Wissen von Indien nahezu vollständig zusammen und führt die Ergebnisse der Philologie und der Altertumskunde zu einer ersten Synthese. Er behandelt darin Themen wie indische Geographie, politische und Kulturgeschichte, Baukunst und Malereien, Wirtschaftsgeschichte einschließlich der Handelsbeziehungen Indiens mit dem Westen und Osten, Naturerzeugnisse Indiens, „Gesetze und Sitten“, Mineralogie, alt- und neuindische Sprachen, Alphabete, Literatur, Wissenschaften, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Kastenwesen, Dorfverfassung und das chinesische und arabische Wissen über Indien. Zeitlich liegt der Schwerpunkt seiner Darstellung auf dem Jahrtausend vor den islamischen Eroberungen (vor ca. 1300), was einfach damit zu tun hat, dass über diese Zeit vergleichsweise sehr viel mehr bekannt geworden war, während die Nachrichten etwa über das ältere vedische Indien oder den älteren Buddhismus bis dahin weitaus spärlicher geflossen waren. Als Hauptquelle dienten Lassen vor allem griechische und römische Schriftsteller und nur in geringerem Maße die einheimische Sanskritliteratur, die damals noch relativ wenig bekannt und erst in Anfängen erforscht war. Dies hat sich in den gut eineinhalb Jahrhunderten seit Lassen erheblich geändert, da mehr und mehr indische Quellen verfü- und somit studierbar wurden, wodurch allmählich ganz neue Wissensgebiete erschlossen werden konnten. Gerade in jüngster Zeit tragen die vereinten Anstrengungen, bisher unbearbeitete Manuskripte teilwei-

se völlig unbekannter oder verloren geglaubter Texte aufzuspüren, zu sichten und der indologischen Forschung zugänglich zu machen, reiche Früchte. Es gibt nach wie vor viel zu tun. Die auf der Hand liegenden Themen gehen nicht aus, was, nebenbei bemerkt, keineswegs selbstverständlich ist.

Die Indologie ist so, wie sie sich seit ihren Anfängen entwickelt hat, eine historische Grundlagenwissenschaft, deren Arbeit zunächst in Quellensuche, Edition, Kommentierung, Kontextualisierung und Übersetzung besteht. Sie fördert so Details und Zusammenhänge zutage, die jedoch nicht bloß positivistisch gesammelt, sondern analytischen Fragestellungen zugeführt werden sollen. Den Ausgangspunkt eines solchen Forschungsprogramms können nur die Quellen selbst bilden. In den Worten Schlegels: „wenn es auf historisch kritische Forschungen ankommt, kann gefodert werden, dass man auf die Urschriften zurückgehe, da sie nunmehr zugänglich sind“ (S. 239), wobei mit „Urschriften“ hier die Texte in ihren Originalsprachen, nicht in Übersetzungen gemeint sind. Sachlich richtet sich die Indologie auf einen geistigen und materiellen *Kulturraum*, der von jeher indisch genannt wurde und dessen Einfluss sich erkennbar in ganz Asien von Afghanistan, über Zentralasien und Südostasien bis nach Ostasien aufspüren lässt. Sie ist keine „Regionalwissenschaft“ (*area study*), weil sie sich weder auf ein politisches Gebilde in den Grenzen seit der Unabhängigkeit (1947) beschränkt, noch sich überhaupt auf einen *geographischen* Raum, etwa „Südasiens“, bezieht – ein Begriff, der sich nach Sheldon Pollock übrigens einer Erfindung der Strategen des US-amerikanischen State Departments verdankt.³ Unabhängig von der gewählten Spezialisierung muss jede indologische Studie ohne Kenntnis des vormodernen Indiens, ohne ein Wissen von der

Vorgeschichte also, notgedrungen ahistorisch bleiben. Es erscheint aussichtsreich, Gegenwärtiges aus Vergangenen zu erklären; die umgekehrte Blickrichtung führt hingegen nicht selten zu anachronistischen Verzeichnungen. Mit Schlegel: „in weltgeschichtlicher Beziehung aber bleiben die Denkmale des älteren [...] Zeitraumes immer das wichtigste; sie sind die Grundpfeiler des ganzen Gebäudes“ (S. 247).

Es gibt also guten Grund zu feiern. Zugleich gibt es einen Trauerfall anzuzeigen: Die Beerdigung der Professur für Indologie in Bonn, die nicht mehr wiederbesetzt werden wird und damit dem Beispiel der im selben Bundesland beheimateten Universitäten Bochum und Münster folgt. Dem ganzen Gebäude werden in Zukunft die Schlegelschen Grundpfeiler fehlen.

Zum Autor



Roland Steiner (PhD) ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Indologie der Universität Halle-Wittenberg und Sprecher der Sektion „Indologie und Südasiensstudien“ der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG).

Endnoten

- ¹ Erschienen im Jahrbuch der Preußischen Rhein-Universität, Bonn, 1. Band, 2. Heft, 1819, S. 224–250.
- ² 2. Auflage des 1. Bandes 1867, des 2. Bandes 1873.
- ³ „The word, the phrase ‘South Asia’ was invented in Washington D. C. at the State Department. [...] I am a professor of South Asian Studies. I am a professor of a region that does not exist.“ Sheldon Pollock: „Why a Library of Classical Indian Literature?“ Girish Karnad and Sheldon Pollock in conversation with Arshia Sattar at the Jaipur Literature Festival 2015. YouTube-Video vom 28.1.2015, Minute 42:50–43:11 (Zugriff am 21.9.2018).